



Miriam H. Auer

# HINTER DER ZEIT

Umnachtungsnovelle

Foto: Eva Asaad



**Miriam H. Auer**, geb. 1983 in Friesach/Kärnten, Studium der Anglistik und Germanistik, arbeitet derzeit an ihrer Dissertation (Poetry in Motion and Emotion) und lehrt seit 2014 am Institut für Anglistik und Amerikanistik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

Auer schreibt Lyrik, Prosa, Lesedramen, kurze Theaterstücke und Songs. Kürzere Texte sind in verschiedenen Literatur- und Kulturzeitschriften erschienen, Hinter der Zeit ist ihr Buchdebüt.

2012 war Miriam H. Auer unter den fünf bestgereihten Autoren/Autorinnen beim Literaturpreis des Verbandes Kärntner Schriftsteller/innen. Beim Literaturwettbewerb der Klagenfurter Gruppe 2013 erreichte sie den zweiten Platz. Mit der Kurzgeschichte Bäume ernten gewann sie, ebenfalls 2013, den zweisprachigen Wettbewerb Kärnten wortwörtlich der Stadtgemeinde Bleiburg/Pliberk.

Miriam H. Auer

# Hinter der Zeit

Umnachtungsnovelle



Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.  
Die vollständige oder auszugsweise Speicherung, Vervielfältigung oder Übertragung  
des Werkes, ob elektronisch, mechanisch, durch Fotokopie oder Aufzeichnung, ist  
ohne vorherige Genehmigung der Rechteinhaber untersagt.

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2014,  
[www.verlagheyne.at](http://www.verlagheyne.at), [www.meerauge.at](http://www.meerauge.at)

Titelbild/Umschlaggestaltung: Rube Felsbrau, Miriam H. Auer, Edition Meerauge  
Lektorat: Michaela Monschein  
Layout & Satz: typedesign Grimschitz, Klagenfurt  
Druck: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal, [www.theiss.at](http://www.theiss.at)  
ISBN 978-3-7084-0532-2

Printed in Austria

Mit freundlicher Unterstützung von

Gewidmet all jenen,  
zu denen zu sprechen mir(iam) missfällt,  
mit dem Mund ebenso wie mit den Augen, –  
und auch vereinzelt To(r )ten



Gratis Wortverleih, um in Verstimmung zu kommen

There are times when those eyes inside your brain stare back at you.  
(Charles Bukowski, »What Matters Most is How Well You Walk  
Through the Fire«)

Interviewer Joe Pyne mustert den Musiker Frank Zappa und merkt an:  
»Well, I see you have long hair. You must be a girl.«  
Frank Zappa reagiert mit:  
»So, I see you have a wooden leg. You must be a table.«  
(Joe Pyne im Gespräch mit Frank Zappa, Talkshow 1965)

There's a man going around taking names/  
And he decides who to free and who to blame/  
There will be a golden ladder reaching down/  
When the man comes around.  
(Johnny Cash, »When The Man Comes Around«)

This is my favourite sad story...  
(Rozz Williams, »Flowers«)

Es ist Morgen. Ich werfe lange Schatten. Zeit vergeht. Etwas passiert.  
Es ist Abend. Ich werfe lange Schatten. Fang' (mich) auf!  
(Rübe Felsbrau, Worte zur Einstellung »Kunst, die denken darf«)





# Inhalt

Prolog: Am Ende gibt es To(r)te ..... 11

## Der DREIGOSCHENOPA:

Haben Sie diesen Mann gesehen? ..... 13

Anto: Tagesausflug ..... 22

Baal: Schlafbrot – Ein Körnchen Wahrheit ..... 47

Rosa: Stabat Mater ..... 63

Anna: Und damals der Himmel ..... 94

Canossa: Wo du gehst, schlafen die Blumen ein ..... 108

Phantomvogel 2.0 ..... 121

Im Mohnstrudel ..... 166

Der Dreigoschenopa und seine Wahrheit ..... 193

Ortsepitaphelstreit ..... 200

Endgegner ..... 228

Epilog: Im Rauch ..... 252

## Der DREIGOSCHENOPA:

DGO-Intermezzi ..... 21, 29, 44, 60, 92, 105, 146, 163  
173, 176, 194, 195, 220, 243



## Prolog

### Am Ende gibt es To(r)te

HIER RUHEN BAD BIZARRE DIESER PFARRE soll auf allen Grabsteinen stehen, ausnahmslos. So will es die Bürgermeisterin Dr. rer. nut Canossa, ehemals Nussexpertin mit einem Diplom von der Makadamiakademie. Doch in der Gemeinde Bad Bizzarr-Margherita regt sich Widerstand. Eine Antiheldin steht auf gegen den postmortalen Verlust der Individualität, gegen ein Versagen der Gebeine. Ein Antiheld und Nachtesser fällt auf den Boden der Realität, wegen eines Versagens der Beine. Wie kann das sein? Etwas liegt in der Luft. Was wird morgen sein?

Jemand, der heute sechs verwesene Füßlein unter Stiefmutter Erde ruht, versuchte im vergangenen Jahr noch Penicillin aus in der Sonne vergessener Papaya zu gewinnen und verlor sich selbst. Er war eben dazu verdammt, immer mehr Lemming als Fleming zu bleiben. Eine übergroße Raupe kostet sich selber. Eine Rübe schreibt sich hinauf. Thana, das Alter Ego einer Mater Dolorosa, ist tosend. Ein Glaskind zerbricht. Eine ganz besondere Katze bellt. Ein Vierauge sieht von hinten und von vorne. Ein Thunfischrest bekommt einen Namen. Der Blick eines verunglückten Gefahrschülers spurt im Traumaraum. Ein Zitronenbaum trägt Orangen. Neben dem Gasthaus Pontius steht ein Pilates-Studio. Das Leben komponiert ein Requiem und jemand stirbt dazu.

Menschen, die leben dürfen, wissen nicht wie und fühlen sich fremd und auch wieder nicht an einem Tag, der eher nach Nacht aussieht. Wie kann das sein? Etwas liegt in der Luft. Was wird morgen sein?

Der letzte Zeitzeuge ist irgendwann genauso tot – und das blaue Frotteesockenschweinchen Blauer Schinken ist irgendwie genauso verschwunden – wie das Mitgefühl der Menschen. Eine Schwarzträgerin leidet an Schwarzallergie. Ein Phantomvogel

wird abgelichtet. Eine Mutter weint um ihre Kinder. Die Angst vor dem Dreigoschenopa geht um. Und: Der Dreigoschenopa geht um. Seine Münder sagen viel aus. Sein Blick sagt alles und nichts.

Doch es liegt auch Sehnsucht in der Luft. Sehnsucht nach Zukunft. Nach Umbruch. Nach Aufbruch in eine Welt jenseits aller Paradoxien, wo das Wortspiel des Lebens seinen Tribut noch nicht fordert. Dort, im Utopia von Verläärtenreich zählt der Mensch, erzählt der Mensch, lebt der Mensch nicht mehr umnachtet, stirbt der Mensch betagt und weiß der Mensch, es wird ein Morgen sein. Und es wird Menschen geben.

Doch der Weg dahin ist noch weit. Und man weiß nicht, ob das Land ganz ohne Widersprüche nicht ein stilles Ödland wäre. Man muss sich das anschauen.

Rettung, Erlösung, große Ziele, so viele Wege dahin, so viele Irrwege. Ohne den ersten Schritt wird man niemals ankommen. Leben ist oft kein schönes Wort. Damit es passt, muss man es biegen und brechen. Das Wort. Oder das Leben?

Die Bad Bizarrer gehen los. Morgen. Gehen wir mit? Gehen wir mit unter? Kann das sein? Wie passt das alles zusammen? Was wird morgen sein?

Fragen über Fragen. Aber man braucht sich nicht zu sehr zu sorgen, denn diese unerhörte Parabel, geschaffen mit Bildern aus Wortwörtlichkeiten und klanglichen Ähnlichkeiten, wird noch alles verklären!

Manchmal muss man den Stein des Anstoßes auf den Kopf bekommen, damit einem die Augen aufgehen. Und am Ende gibt es To(r)te ...

## Der DREIGOSCHENOPA

Haben Sie diesen Mann gesehen?



Haben Sie diesen Mann gesehen? Wenn man das Phantombild des gezeichneten Mannes sieht, denkt man sich wohl kaum, dass er weiter unten noch zwei weitere Münder hat. Und man kommt wohl kaum darauf, dass Ähnlichkeiten zu lebenden Personen rein zufällig und nicht beabsichtigt sind. Denn dieser Mann lebt nicht unbedingt wirklich. Abgesehen davon, dass für sehr viele Menschen gilt, dass sie nicht wirklich leben, ist er auch nicht unbedingt ein Mensch. Zumindest nicht ganz. Aber ein bisschen schon, denn menschlich zu sein, das bedeutet nicht nur, der Spezies anzugehören. Es bedeutet auch – und das ist viel wichtiger – einfühlsam zu sein und kein Leben als eines zu betrachten, das weniger wert ist als ein anderes, weder das eines Menschen noch das eines Tieres. Man achte jede Kreatur. Man weiß das im Grunde ja und spielt deshalb jenes apokalyptische Szenario ab und zu in Gedanken durch, das die Zeilen eines Songs von Johnny Cash beschreiben, über den mancherlei Menschen-Grüppchen gar so ungern genauer nachdachte: »There's a man going around taking names/ And he decides who to free and who to blame.« Und das will man eigentlich nicht in der Realität erleben. Aber hey, was soll's, ist doch nur eine Geschichte, denkt man sich und hält sich meist einfach nicht an die goldene Grundregel der Menschlichkeit. Deshalb fürchtet man ihn dann insgeheim, diesen Mann, nur nicht genug, um sich zu ändern. Denn: Ändern ist anstrengend.

Hinter der Zeit, da soll er wohnen. Das erzählte man sich in Bad Bizarr-Margherita. Rübe Felsbrau, geerdete, aber aufmüppige Universalkünstlerin und oppositionelle Anachronistin der Gemeinde, hatte einmal versucht, die Legenden, die sich um den Dreigoschenopa hinter der Zeit rankten, zu entwirren. Die Rübe hatte dem Gezeichneten mit dem Phantombild ein Gesicht gegeben. Und Rübe hatte sich Gebrüder-Grimm-journalistisch durch das manchmal destruktive Verbal-Unkraut gejätet. Übrig blieb Folgendes:

Sage, sozialkritischer Kommentar oder gar Tatsachenbericht? Keine Ahnung, das Genre definiere ich nicht. Eine derart vielschichtige Geschichte wie die des Dreigoschenopas beginnt man am besten mit einem Reim und spickt sie mit eigenen Vermutungen hinsichtlich derer, aus deren Geschichten sie sich zusammensetzt. Von diesem banalen Reim-Couplet ausgehend begeben wir uns jetzt in eine sinistere Welt, ein ominöses Raum-Zeit-Gefüge, gehen durch ein Portal, das die vielen mündlich tradierten Erzählungen von Bewohnern Bad Bizarr-Margheritas mir geöffnet haben, direkt hinter die Zeit. Dort soll er seiner Stunde harren, der grausige Mann, der Unmensch, das Wesen, das Ding, das Unding, das Tier, das Untier, der Freak, das Ungeheuer – alles Bezeichnungen, die ich gehört habe. Und böse soll er sein, der Dreigoschenopa, eine Killermaschine, die alle, die – so scheint es mir – auch nur den kleinsten Fehler im Leben machen, in der Nacht ins Dunkel holt, sie mit sich hinter die Zeit zieht und dann mit einem seiner drei Mäuler verschlingt, ausnahmslos. Denn wenn man alles auf einen gemeinsamen Nenner bringen wollte, muss man sagen, er scheint wohl keinen Unterschied zwischen den Verbrechen zu machen. Das schließe ich daraus, dass sich die Geschichten gerade in diesem einen Punkt markant unterscheiden:

Eltern haben mir oft erzählt, er hole die Kinder, wenn sie ihnen nicht gehorchten. Moralisten, engstirnige Konzernmitarbeiter und ein pensionierter Waffenfabrikant haben mir erzählt, ich zitiere zusammenfassend, er hole »die promiskuitiven

Ökos mit ihrer Free Love«, »mit ihrem Peace«, »mit ihrer Umwelt«, »mit ihrem Gras-Gefresse und ihren Free Hugs«, sie schadeten der Wirtschaft. Auf meine Nachfrage »Gras-Gefresse? Trifft es das denn?« hat man nur geantwortet: »Wollen Sie mich pflanzen?« Nein, lieber nicht, denn wer Wind sät ... Strenggläubige haben ab und zu behauptet, er hole die Atheisten und, ja, meistens auch die Agnostiker, denn das wäre doch der gleiche Mist. Ein Frisör hat gesagt, dass der Dreigoschenopa die schlecht Frisierten und schlecht Geschminkten hole, und das ernst gemeint.

Ein dreifacher Herr Doktor hat erklärt, er hole die Dummen, und mir zu verstehen gegeben, dass er auch Künstler für dumm und Teil des Prekariats halte. Dann hat er meine Texte, die er aus der Literaturzeitschrift, die hier gratis an jeden Haushalt geht, kritisiert und gemeint, sie strotzten vor lexikalischen Fehlern. »Was, das sind Wortspiele? Ach, hören Sie doch auf mit Ihren schiefen Bildern und kaufen Sie sich ein Wörterbuch! Und wie Sie aussuchen, eine Frau mit Glatze, das ist doch furchtbar!« Schließlich hat er mir in seiner ganzen sozialen Intelligenz noch die Kontaktdaten einer Kollegin aufgeschrieben, die sich »doch einmal meine riesige Rübenase« anschauen sollte. »Straße« hat er darauf mit stummem h nach dem a geschrieben.

Eine Männerhasserin hat mir gegenüber den Wunsch geäußert, der Dreigoschenopa solle doch bitte »alle diese Dreckstypen« mit in die Hinterzeit nehmen und verschlingen. Ein Frauenhasser wollte ihm »bitte am besten sofort alle Weiber« mitgeben. Ein Müllmann hat mir erzählt, der hole »ganz bestimmt nicht den richtigen Müll« und dann spitzbübisch gezwinkert.

Interessant ist zwar, wer mir was gesagt hat, aber das tut jetzt nicht so viel zur Sage ...

Einig waren sich auffallend – aber nicht überraschend – viele darin, dass er die Schwerverbrecher auf jeden Fall hole, die Mörder, Vergewaltiger, Kinderschänder und die Tierquäler. Dann bekämen sie vor dem Dreigoschen-Gericht ihren kurzen

Prozess. Angeblich lässt er allen aber noch die »kranke Wahl«, mit welchem Mund er sie verschlingen solle. Auf jeden Fall wird dem Dreigoschenopa von den Leuten einiges an Verantwortung aufgebürdet. Man kann es darauf reduzieren, fast ad absurdum: Er soll das freche Kind mitnehmen und den Kinderschänder. Er soll die Frauen mitnehmen und die Vergewaltiger. Er soll die friedlichen Grasfresser mitnehmen und die Tierquäler. Bei ihm da hinten, hinter der Zeit, da geht es dann wohl rund. Da kann einem das Ungeheuer schon fast leidtun.

Man sagt, seine drei Goschen würden unterschiedlich aussehen: Da gibt es, laut den Informationen, die ich gesammelt habe, seinen Backenmund. Das ist eine ganz konventionelle Goschen, eine komplette, in der üblichen Ausprägung eines Schlitzes zwischen den Wangen, mit Zunge, Gaumen, Zähnen, ja, mit der Gesamtausstattung. Weiters hat er einen Brustmund, unwesentlich größer als der im Gesicht, aber mit erstaunlich kleinen Zähnen, fast wie Milchzähnen, aber viel dickeren Lippen. »Fast ein bisschen sinnlich, der Brustmund«, hatte mir eine Tänzerin beschrieben, um dann gleich wieder zurückzurudern, »aber auch ganz arg!«. Und dann ist da noch der viel größere Bauchmund. Der hat zwei Reihen scharfer Reißzähne und sehr schmale Lippen, die dürfen nicht im Weg sein beim Zerfleischen, und der Rachenraum muss weit, der Schlund tief sein, falls er große Stücke zu schlucken hat.

Obwohl alle drei Goschen anatomisch etwas anders sind, habe ich erfahren, dass er mit allen Verbrecher verschlingen kann, im Wechselspiel. Wie gut, das liegt auch an der Art und Beschaffenheit der Zähne. Und: Je weiter oben der Mund, der abbeißt, desto besser verdaut der Dreigoschenopa mutmaßliche Missetäter, »wegen der Zufuhr von Enzymen auf einem langen Weg durch seinen Körper«. Das hat mir der Tripeldoktor erklärt. Kein Wunder, dass der sich mit dreimündigen Ungeheuern auskennt. Je weiter unten der Beißmund, desto weniger muss er sich dabei anstrengen. Aber wenn er mit dem Bauchmund problemlos etwas



von den Üblen abreißt, liegen die ihm schwer und lang im Magen, bleibt ihm wenig Zeit zur Verdauung. Dieser Mund kurz vor dem Magen ist angeblich auch der Grund, warum er geräuschkämpfende Kleidung tragen muss, denn in diesem Bereich knurrt es, wenn der Opa hungrig ist, wenn ihm das Wasser in den Mündern zusammenläuft, wenn er Futter in Aussicht hat. Dann schaltet er sich im wahrsten Sinne des Wortes ein. Er nimmt Gestalt an und wandelt durch Bad Bizzarr-Margherita, um zu sehen und gesehen zu werden, manchmal nur für ein paar Augenblicke, schemenhaft, in der Finsternis, um sich, den sagenhaften Dreigoschenopa, im Gedächtnis der Leute zu bewahren. Und wenn manche von ihnen falsch gehandelt haben, aus, wie erkennbar ist, unzähligen Gründen, dann packt er sie und zieht sie mit sich mit, hinter sich her, hinter die Zeit. Oft gibt es dann ein Festmahl für seine Goschen.

Er jagt bei Nacht, denn das Licht der Straßenlampen, das ihn von hinten anstrahlen muss, erlaubt ihm, einen wahren Schatten seiner selbst zu erschaffen, könnte man sagen. Dieser Schatten geht dann im Schein der Straßenlampen vor ihm her. Er geht voran und bricht für den ewig verspäteten Dreigoschenopa in die Zeit ein. Nur so, hat man mir erklärt, kann er auch von den Leuten gesehen werden, denen er die Zukunft wegnehmen will. Und nur so kann er sie bedrohen, wenn er sie aufgespürt hat. So kann er sich zu erkennen geben. Also muss er immer auf den Lichteinfall achten, was bestimmt nicht einfach ist. Er tut mir wirklich ein bisschen leid. Denn dann muss er sich auch noch entblößen, damit die Verspäteten das Licht sehen, das von hinten durch seine Münder fällt und sie vorerst nur schemenhaft zeigt, die Dreigoschen-Silhouette. Bis er dann angreift und das Ziehen und Schlingen seinen Lauf nimmt. Er ist also gewissermaßen der von hinten. Er steht am Ende jeder bösen, unerhörten Begebenheit. Und im Zweifelsfall mittendrin. Will man misshandeln, stellt er sich quer und reißt die Goschen auf.

In zunehmender Verwirrung über die Beweggründe des Dreigoschenopas habe ich wirklich sehr lange nach jemandem

gesucht, der mir detailliertere Auskünfte über seine Motive geben konnte und wollte. Eine alte Frau konnte mir schließlich helfen. Sie hat mir anvertraut, dass sie den Dreigoschenopa gesehen hat, unter dem Einfluss starker Schmerzmittel. Sie hat gesagt, dass er sie mit allen drei Mündern begrüßt, ihren Namen im skurrilen Dreiklang artikuliert hat. Und danach hat er ihr mitgeteilt, dass sie keine Angst haben müsse, man treffe sich nur zufällig hinter der Zeit. Er würde nur die hinterhältigen Ewiggestrigen hinter sich her ziehen, weil er ihnen nach der Zukunft trachte. Die mit hohem Gefahrenpotential müssten dann bei ihm hinter der Zeit leben, und als Gefährten hätten sie bis in alle Ewigkeit nur ihresgleichen. Und erst dort, hinter der Zeit, sehen sie ihn wie einen Menschen, mit Gesicht und drei Mündern, als wäre er wirklich. Sie müssten dort leben wie Vampire, in der Dunkelheit, oder gar glitzernd, mit den anderen Verdammten, das wäre ja wohl Strafe genug. Aber er nehme niemals die Kinder, die Gebrechlichen, die Unschuldigen, die Sanften, die Gebeutelten, die Einfühlsamen. Und verschlingen würde er nur die »wirklich richtig Bösen«.

Das klang wirklich nach wahnsinnig wenig Spaß da hinten, hinter der Zeit. Und da tut einem der Dreigoschenopa gleich noch mehr leid ...

Darüber hinaus habe ich oft gehört, es rieche nach Pommes Frites und Vanille, wenn er in der Nähe ist. Das ist schon eine eigenwillige Kombination. Die eine olfaktorische Vorliebe soll darin begründet liegen, dass er von allen weltlichen Gerüchen hier bei uns in der Zeit den von frisch frittierten Pommes am meisten mag. Das könnte durchaus sein, denn der Hintereingang zu seiner Zeitwohnung liegt angeblich an einer Stelle, an der vor Jahrzehnten einmal ein Imbisswagen gestanden hatte. Ach ja, man hatte auch gemutmaßt, dass Pommes wohl, seinem Empfinden nach, sehr gut zu dem Menschenfleisch passen, das er sich in die Futterluken schiebt. Und nach Vanille soll sein Lippenpflegestift riechen und schmecken, der ihm sehr wichtig ist. Er soll diesen Pflegestift einmal in der Zeit verloren haben, und die Bewohner von Bad Bizzarr-Margherita hatten diese Gelegenheit zu

nutzen versucht: Sie hatten ihm Vanillelippenpflegestift-Opfer dargebracht, hatten solche in Massen ins Hinterzimmer des Imbisswagens gelegt, um den Dreigoschenopa zu besänftigen und sicherzustellen, dass er zurückbleibt und nicht kommt, um nach dem verlorenen Fettstift zu suchen. Aber er hat sich wohl nicht bestechen lassen, hat alle Lippenstifte mitgenommen – und kommt trotzdem bis heute immer wieder.

Ab und zu, hauptsächlich in den Versionen überkandidelter Pseudo-Altvorderer, wie in der des Tripeldoktors, roch es in der Nähe des Opas hingegen nach Sägespänen. Man war wohl stolz auf das Pathos, das man durch den Konnex zu »wo gehobelt wird, fallen Späne« geschaffen hatte, weil der Opa doch die Gesellschaft auf besondere Weise zurechthobelt. Ja, sehr clever, in der Tat.

Mein Resümee den Dreigoschenopa und seinen Umgang in und mit Bad Bizzar-Margherita betreffend ist das Folgende: Abgesehen vom Dreizüngigen gibt es definitiv mehrere misshandelnde und misshandelte Personen in der Gemeinde. Wenn man genau hinschaut und ihnen zuhört, kann man sie erkennen. Die, die richtig oder falsch handeln. Die, die dauernd etwas mit sich und anderen ausverhandeln. Die, denen eine Verhandlung bevorsteht. Die, die in Behandlung sind, und auch die, die sich dringend in Behandlung begeben sollten. Die, auf die sogar viele dieser Handlungsweisen zutreffen. Und die, die eigentlich skrupellose SeelenhändlerInnen sind. Und auf dieser Handlungsebene ist er aufgetaucht. Eines Tages war er einfach da, der Dreigoschenopa. Aber man wusste, woher er kam. Er kam nämlich aus Angst. Er blieb lange. Er blieb dreifach. Und er geht nach Gefühl. Und schließlich zieht er hinter die Zeit. Dort lebt er unbehaust. Er ist nicht nur ein Mündiger, er ist sogar ein Dreimündiger. Dieser Opa ist aber wohl auch ein scharfzahniger, scharfzüngiger Kritiker seiner Zeit. Man versucht, seinen drei Goschen Bedeutungen und Funktionen zuzuschreiben. Man sucht Erklärungen gegen die Angst. Man fürchtet sich, weil man vieles falsch gemacht hat und er alles weiß. Man begegnet ihm nicht durch Zufall. Er

sucht und findet. Er wird fressen und nicht gefressen werden. Er soll böse sein. Aber ich glaube, er ist eher fair. Und er ist einsam, hinter der Zeit. Ich habe versucht, ein Interview mit ihm zu bekommen. Leider vergebens. Schade für meine Geschichte. Aber vielleicht gut für mich. Ich versuche, nicht zurückzuschauen. Doch wenn ich es tue und mich in meinen Träumen zu dem Gezeichneten hinter der Zeit umdrehe, schaue ich ihm nicht auf die Mäuler. Ich schaue ihm in sein Gesicht. Und wenn ich ihm so ins Gesicht schaue, das ich ihm nach den meistgenannten Beschreibungselementen der Leute, gepaart mit meiner Einschätzung, auf dem Phantombild gegeben habe, dann sehe ich einen Mann, dem ich eine Decke geben will. Und ein Brot. Und einen Drink. Und dann eine Umarmung.

Rübe Felsbraus kommentierte Version der Sage ließ einen nachdenklich werden. Alle hier kannten den Dreigoschenopa. Oder alle hatten zumindest von ihm gehört, wirklich alle. Wenn man herausfinden könnte, wo er sich aufhält, müsste man ihn doch zu fassen kriegen – ob er jetzt aus Fleisch und Blut war oder nicht. Zu fassen kriegen, um ihm eine Decke, ein Brot, einen Drink und eine Umarmung zu geben. Zu fassen kriegen, um Bad Bizarr-Margherita von einer Angst zu befreien, die vielleicht eine Notwendigkeit war.

Die Sache hatte aber so oder so einen entscheidenden Haken: Rübe, die erste, die ihn freiwillig treffen wollte, hatte es nicht geschafft, den Dreimaulhelden, den man so sehr zu fürchten schien, selbst zu befragen. Er sprach nicht, wenn man etwas von ihm hören wollte. Er konnte schweigen, besser als alle anderen. Denn er schwieg mit drei Mündern. Der Gezeichnete brach herein wie eine Naturgewalt, unmittelbar, wann immer er allein es wollte. Er brach herein über Bad Bizarr-Margherita und die, die dort mehr oder weniger lebten, er brach ein in ihre verkorkste Welt. Man fragt sich kurz, wie schwer ein Einbruch wiegt, wenn ihn jemand für eine Decke, ein Brot, einen Drink und eine Umar-



## Anto

### Tagesausflug

»Es hat niemals angefangen. Es hat nur einmal gefangen. Und da gleich mich.« Das Ambiente inspirierte den jungen Mann Antonym Vogel, mit seinem Geistreichtum ein wenig vor seinem zweiten Ich anzugeben, während er ein Sondermüllstück, an dem die fast Pop-Art-bunten Reste eines Nagetiers klebten, im Naturschutzgebiet von Bad Bizzarr-Margherita langsam aufhob. Trotz der Farbvielfalt des Todes, malerisch war etwas anderes. Trotz der Hitze war es, wie gewöhnlich, kühl für diesen Jahreszeitgeist.

Das Neon-Orange seiner Sicherheitsweste warnte sein Über-Ich vor einem Untergang, der seine Sporen bereits unbemerkt in die Umwelt abgegeben hatte wie Massen von suizidalen Kälberstrickbauern aus grauer Literaturzeit die Löffel in dutzenden Antiheimatromanen. Das warme Gefühl der Sicherheit eines Arbeitsplatzes änderte nichts daran, dass sich die anderen Menschen selten für den Müllmann erwärmen konnten. Deshalb erfüllten sie ihn mit einer Leere, einer Menschenleere.

Ein Leben so menschenleer stank ihm aber nur manchmal. Heute waren sie ihm sehr wohl zuwider, denn durch sie, durch jeden einzelnen Menschen, erinnerte er sich. Er erinnerte sich an den Geruch von Traurigkeit. Sie roch wie eine Angst, die zu lange im Regen war. Wie ein Gedanke, den man nach Jahrhunderten aus altem Harz schält, wie ein Stück von irgendetwas, das sich nicht ganz fühlt. Wie die Blüte, die sich zur Nacht wendet, wie die Wurzel, die immer schlafend ist. Beide im Vakuum. An einem Sonntag. Er hatte vergessen, wie der Tag schmeckte, seit er ein Nachtesser geworden war. Aber die Traurigkeit roch noch gleich, zumindest dachte er das. Denn wenn man in einem Geruch lebte, nahm man ihn kaum mehr wahr. Als wär' er nicht. Da war eine seltene Belanglosigkeit am Riechfaden aufgeknüpft und baumelte hin und her. Ihn hypnotisch haltend. In einem Gedicht, das so was von keines war. Aber plötzlich roch er etwas wie Marzipan, irgend-

wie moribund. Außer der sterbe-süßen Mandelpaste roch er noch Paradoxien in Eiskonfekt, mit ganz wenig Nachtmahr. Als seine Aromaaorta zerbarst, die unsichtbare Schlagader seiner Geruchserinnerungen, erkannte er es: So schmeckte Erwachen.

Der Nachtvogel war kein großer Tagesser. Meistens hatte er nämlich nachts an dem zu knabbern, was vom Tage übrig blieb. Aber heute war Kopfwehwitter, der Wetterhahn krächte den Föhn von den Dächern, die Dachrinne fing ihn ein und pflanzte die Migräneattacke direkt hinter Antos Stirn ein, als er darunter durchging. Er würde demnach etwas essen müssen. Die gewerkschaftlich vorgeschriebene Mittagspause sollte im nüchternen Ambiente eines örtlichen Nahversorgers gemacht werden. Der kleine Supermarkt, der zwar nicht super, aber ein Markt war, bot mittags warme Pizzaschnitten aus dem eigenen Ofen an, die meist eine ungelernete Teilzeitkraft, schmackhafter als man erwarten würde, zubereitete. Sodann.

Vom Abfallwirtschaftszentrum ausgehend musste er einen Fußweg von etwa 17 Minuten zurücklegen. Hinausgehend hielt Antonym Vogel, den die Kollegen eher uninspiriert Tom, Tony, Anto, Anti oder – hinter seinem Rücken, aber meist nicht leise genug – komischer Vogel nannten, kurz inne. Ihn erstaunte die Hartnäckigkeit der Fleischfliege auf seinem rechten Arm, deren Facettenaugen ihr wohl gerade ein sehr psychedelisches Erlebnis liefern mussten, da der Vogel seinen Arm wild auf und ab schwenkte. Sie ließ sich nicht einschüchtern. Andere Mitarbeiter gingen an ihm vorbei, ignorierten ihn jedoch wie gewohnt. Ob er schwenkte, schwankte oder mit beiden Beinen fest am Boden stand, manchmal glaubte er, er wäre ein Phantom. Wobei, dann müsste es ihm gelingen, sich sichtbar zu machen oder effektiv in Szene zu setzen, wann immer es ihm gefiele, um gleich wieder zu verschwinden. In Gedanken verlor er plötzlich das Gleichgewicht, konnte sich aber gerade noch auffangen. Er schaute der Fliege dabei zu, wie sie ihre Feenflügel spannte und entspannte, schnell, in der Eile eines Taifuns, kaum zu erkennen für das menschliche Auge, bis sich daraus ein Flug ergab, voller Leben und Wagemut, ein Begehren, das der Vogel nicht verstehen, aber bewundern konnte. Er entließ sie aus seinem

Blickfeld, sie flog in die Sonne, und als das Licht sie verschluckte, sagte er zu ihr und sich: »‘s Glück is‘ a Vogerl.« Jetzt musste er aber wirklich endlich essen gehen.

Sein Weg führte ihn ein gutes Stück durch seinen Heimatort Bad Bizarr-Margherita, von dem er fast alles wusste, vieles vermutete und einiges befürchtete. Bad Bizarr-Margherita war eine von, auch nach diversen Eingemeindungsinitiativen immer noch nennenswert vielen Gemeinden des Landes Verlärntenreich. Dieses Verlärntenreich war nicht besonders groß und, bis auf die bezirkshauptstädtischen Ballungszentren, auch nicht wirklich dicht besiedelt. Dicht wurden der und die gemeine »Reiche«, wie man alle in Verlärntenreich geborenen, also die gesamte recht liederliche Landesbevölkerung, armseligerweise nannte, sehr gerne durch den Konsum vom beliebtesten bitteren alkoholischen Getränk auf Chinin- und Gerstenmalzbasis. Es blieb selten bei nur einem Schluck »Bittersüße Süffonie« vom bekannten Hersteller »Oans, Zwoa, Gsuffa«, der zum Konzern »Verschluckspecht™ TBrumbH« (= Trinkt Bruderschaft mit beschränkter Haftung) gehörte, da der Trank auf Veranstaltungen jegliche Berührungängste der Reichen untereinander im Nu auflöste. So verwässerten die Reichen ihr Blut.

Bewässert wurde ganz Verlärntenreich von vielen Flüssen, von welchen einige ihren Ursprung im Berg »Fried« und der sich angeblich seit Urzeiten durch Lavagestein schneidenden Quelle »Plagiatha« hatten.

Die Einwohner von Antonys Heimatgemeinde waren Bizarrer. Die »Sulf«, der Fluss mit seinem nach dem Passieren der örtlichen Tiefkühlkuchenmanufaktur meist leicht zähflüssigen Wasser, entsprang auch im Fried. Ihrem Lauf folgte die südliche Ortsgrenze von Bad Bizarr-Margherita fast genau. Klarerweise bildeten sich die meisten Bizarrer ein, einen ungetrübten Blick auf ihre ungemein geliebte Großgemeinde zu haben. Anto betrachtete seine Umwelt aber wirklich genau, er sah hin, er sah hinter die Fassaden.

Mehr hüben als drüben, unter dem seltsamen Kogel, lag der Wildpark. Um Anto verflog die Zeit. Über Anto zogen die Wolken



wild. Da war diese eine: Doch nicht mehr wild am Himmel. Die Wolke war ein geschlachtetes graues Fohlen, in geerdeter Wirklichkeit ausgelegt im Areal der flugunfähigen Mönchsgeier. Diese Geier würden nie wieder aussehen wie ferne, fliegende Schnauzbärte, nie im Aufwind gegen die Sonne gespannt sein wie Lenkdrachen, wusste Anto. Als Fressen gab man den Schnauzbart-Dra-chen oft tote Tierbabys. Ein wenig wie stetig verrohende Aasgeier, die Menschen. Gefangene, die Geier. Geboren, um zu sterben, das Fohlen. Unlenkbar, die verfliegende Zeit.

Um sich abzulenken, überlegte er dann auf dem Weg zur Piz-zaschnitte wieder einmal, woher Verlärintenreich seinen Namen haben könnte. Er wusste aus dem Sachunterricht in seiner Grund-schulzeit nur noch, dass es eine Legende gab, die besagte, dass die Reichen verlernt hatten, irgendetwas an ihrem Land zu schätzen. Aber er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern, was das war. Und das Phänomen des Lautwandels vom zweiten e zu ä in verlärint wurde den Schülern immer noch mit einer erst Jahre später vom Kulturministerium forcierten Hommage an einen nur mündlich überlieferten früheren Namen des Landes erklärt. Was und wie bitte? Verständnis war hier nicht erwünscht, also war diese Erklärung so gut wie jede andere. Anto konnte sich beim besten Willen nicht an den alten Landesnamen erinnern. Ebenso wenig wollte ihm das Jahr der ersten urkundlichen Erwähnung wieder einfallen. Dafür schlurfte die Bürgermeisterin Ericarla Gri-seldis Canossa durch sein Erinnerungslabyrinth, uneingeladen, und drehte dort ein paar Runden, fand erst nach Minuten wieder ihren Weg heraus.

Anto beendete die Gedanken an die Canossa, indem er leise Rübe Felsbraus kritisch-biografische Worte zitierte »Wo du gehst, schlafen die Blumen ein ...«. Konsequenz weitergrübelnd kam Anto nun gerade an seiner ehemaligen Grundschule vorbei. Das minimalarchitektonische Kulturgebäude hatte sich kaum verän-dert. In einen idyllischen Garten eingebettet bot es ein Bild, das Anto zu einer Reihe von »was wäre, wenn ...?«-Fragen hinriss, die an dieser Stelle seine Privatangelegenheit bleiben sollen, er wird noch entblößt genug vor den Lesenden stehen. Er folgte den eben-

falls minimalistischen, natürlichen Mäandern der an dieser Stelle noch nicht zähflüssigen Sulf und lenkte sich mit Überlegungen zu den möglichen Ursachen ihrer Mäandrierung von seinem Selbstmitleid ab. Seine geringe geophysikalische Vorstellungsgabe lenkte seinen Blick aus der Vergangenheit aber binnen einer Minute in die Gegenwart zurück.

Nach einer kurzen Verschnaufpause, in der er erst zu lange direkt in die Sonne und dann zurück auf das Schulgebäude schaute, was seine visuelle Erfahrung wohl ebenso psychedelisch machte wie die der Fleischfliege, tat sich nach wenigen geblendeten Schritten der Schlachthof vor ihm auf. Relativ nahe an der Schule gelegen, hatte die geschäftstüchtige Inhaberin und Fleischermeisterin Kara Mesar, die im letzten Jahr auch »Beste Blutwurstmeisterin« von ganz Verläärtenreich geworden war, eine Kooperation zwischen ihrem Betrieb und der Schule initiiert. Die Kinder mochten zwar leseschwach sein, aber sie konnten bereits mit acht Jahren in einer Übungsfirma, die in einen Schlachtbetrieb integriert worden war, essentielle und detaillierte Erfahrungen aus der Praxis sammeln. Ökonomie war gefragt – vom Bolzenschuss bis hin zum Vertrieb. Anto hatte Mitleid, er litt mit allen Wesen, denen man nur dann Gehör schenken würde, wenn sie dazu fähig wären, Machtmenschen ein Ohr abzuschneiden und es nah an ihren Mund, ihre Schnauze, ihren Rüssel oder Schnabel zu halten und Dunkelstes von Ängsten hineinzuschreien. Trotzdem hing Anto immer auf die eine oder andere Art Träumen von einer besseren Welt nach, wenn er von grausamen Verkaufsideen erfuhr, wie von diesen seelenbrechenden Schlüsselanhängern mit lebendig eingeschweißten Wasserschildkrötenbabys, in bunter Flüssigkeit und wirbelnd, weil sterbend. Was es nicht alles gibt, das es auf keinen Fall geben sollte ...

»Sind Bizarre«, sagte Anto, erschöpft das finale r verschluckend. Dann wischte er sich den Schweiß von der sonnenverbrannten Stirn. Den Rest des Weges ging er in Gedanken versunken, die er genoss. Er zwang sich zum Genuss. Bad Bizarr-Margherita und ganz Verläärtenreich taten sich vor seinem inneren Auge auf, wie

sie vor ewigen Zeiten hätten gewesen sein können. Die Kinder konnten Mitgefühl noch schreiben, lesen und verstehen. Sanfte Riesen hatten mit ihren Fußabdrücken die Sulf leicht verdrängt und die Minimalmäander verursacht. In den grünen Landflächen, gesäumt von Wildblumen, besucht von Feen, gestreift von Schwärmern auf Pollensammelmission, tänzelte ungezähmt das letzte Einhorn, ohne Angst davor, von Kara zu Pferdeleberkäse verarbeitet zu werden. Der Tagtraum liebte Antos heiße Wangen und kühlte seine brennende Stirn. Das Kind in Anto kämpfte darum, auszubrechen. Es schrie nach Leben und Empathie. Aber nichts war in Verlärentenreich wie im Reich seiner Fantasie. Und selbst diese Fantasie war von seiner bisherigen Lebenserfahrung schon fast ausgelöscht worden. Riesen waren nur noch die uralten Hügelgräber am Ortsrand. Pferdeleberkäse aßen seine Kollegen am liebsten, wenn man ihn denn bekam, am besten Fohlenleberkäse. Man kannte nur noch eine Fee, nämlich die grüne, und statt Feenstaub gab es nur noch Feinstaub.

»Nur noch«, wiederholte Anto lautlos, nichts als seine schmalen Lippen bewegend. Das Kind in Anto kämpfte nicht mehr, aber das Kind im einzigen Auto in der prallen Sonne vor dem Supermarkt kämpfte darum, auszubrechen. Als Anto die fatale Hitzeallee sah, eilte er zum Auto, erkannte, dass hinter dem mit all seiner kindlichen Kraft gegen die Scheibe klopfenden Rückbankkind noch ein Kofferraumhund zitternd hechelte und jaulte. Nach einem kurzen Rütteln an den Autotüren rannte er in den kleinen Supermarkt, direkt zur Kasse, rief aufgeregt nach »Hilfe, hey, hallo!« für die im Ford Knox Gefangenen. In der Schlange stand auch die dralle Sonya. »Ja, ja, so heiß is' es nicht«, grummelte sie gemächlich. Anto kannte die Ford-Fahrerin flüchtig von früher, packte sie am rechten Unterarm und zerrte sie hinaus auf den Parkplatz. »Da, scha-au!« Sonya schaute und sperrte ihren schwarzen Kombi auf. Rückbankkind und Kofferraumhund japsten nach Luft, weil es draußen selbst bei 35 Grad kühler war als im fast doppelt so heißen Gefangenentransporter. Anto holte Spucke von tief unten herauf, behielt sie aber im Mund, als er Sonya einen abschätzigen Blick zuwarf, der an der Drallen abprallte. Erst drei Schritte weg

vom Wagen und näher am Supermarkteingang spuckte er aus. Er dachte, dass er sich diese Rachenreinigung ausnahmsweise wirklich verdient hatte und betrat das Geschäft. Drinnen war es viel zu kühl und es roch noch bizarrer als draußen. Anto warf den weit gereisten Paprikas einen ebenso abschätzigen Blick zu wie zuvor Sonya. Sie reagierten, ebenso dreist, gar nicht darauf.

An der Backwaretheke bestellte er sein Pizzastück und nickte überzogen auf die Frage, ob man es ihm denn warm machen sollte. Er hatte lange an dieser Margherita zu knabbern, weil er Pizzateig eigentlich schlecht vertrug, weil er ein intolerantes Kind seiner Zeit war – im Gegensatz zu den meisten aber nur intolerant auf Nahrungsmittel. Anto holte sich noch einen gekühlten Apfelsaft zur Verdauungsregulierung und ging mit der Rechnung zur Kasse. Die Schlange davor war nicht im Fluss und bildete bereits Mäander, aber Anto kannte den mittäglichen Stausee aus Schweiß, wenig Endorphinen, dafür reichlich Pheromonen, und ertrug ihn, ohne gegen den Strom zu schwimmen, schweigend. Vor ihm rann sein Mitschwimmer Kofi-Kwame Stein aus Ghana der Kassenschleuse entgegen, der Kornspitz mit Pfeffer und Gurke zu kaufen im Begriff war. Anto kannte ihn flüchtig, Menschen mit ungewöhnlichen Vornamen verband etwas. Kofi-Kwames Vorname bedeutete »Freitag-Samstag«. Er war um Mitternacht, zwischen den Tagen also, geboren worden. Wochentage hatten einen hohen Stellenwert in der Ghanaer Namenskultur. Anto würde nicht herausfinden können, wie sein afrikanischer Name gelautet hätte, er wusste nicht, an welchem Wochentag er geboren worden war, noch nicht. Irgendwann würde er erfahren, dass er in Ghana ein winziger »Sonntag-Montag« geworden wäre. Unterdessen wechselte die Kassiererin Harmonika mit der bezahlenden älteren Dame, die vor ihm an der Reihe war, einige die elende Hitze beklagenden Worte, bevor sie letztlich, schon Herrn Stein anblickend, der älteren Dame aber noch ihr Wechselgeld aushändigend, ein Zugeständnis an den Sommer machte: »Aber in der Sonne liegen ist schon sehr schön.« Herr Stein war dran und sagte »guten Tag«, lächelte freundlich und bejahte ebenso freundlich die

selbstverständlich rein rhetorisch gemeinte Frage der Kassiererin »nicht wahr, jetzt gefällt es dir hier bei uns auch wieder besser?!«. Nach Kofi-Kwame Steins »natürlich, auf Wiedersehen, ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag« und dem schrillen, grinsend artikulierten »ja, ja, auch!« der Kassiererin Hormonika bezahlte Anto wortlos, auf die beiden nun an ihn gerichteten belanglosen Bemerkungen freundlich nickend und die vollen 17 Sekunden der Interaktion lächelnd.

Vor dem kleinen Supermarkt unterhielten sich zwei Anzugträger, einer davon mit Pilotenbrille, der andere in Sandalen, über einen der vielen Politskandale, die Anto nicht einmal mehr alle in gleichem Maß zu verfolgen imstande war. Das lag zum einen an ihrer Vorwurfsvielfalt, zum anderen an Antos neu entdeckter Liebe zum, zumindest in politischen Belangen, aufspannbaren Ego-Rettungsschirm. Er hatte es schlichtweg satt, sich jeden Tag auch noch mit wirtschaftlichen Existenzängsten herumplagen zu müssen. Denn die formierten sich zu einer seiner sieben Lebensplagen. Drei Schritte abseits der Anzugträger nippte Anto an seinem Saft und griff sich dann an den Hals, um seine dreifarbige Holzkette zurechtzuziehen. Dabei bemerkte er nicht nur, dass sie schweißbedingt abgefärbt haben musste, sondern auch, dass es stark nach Pommes Frites und Vanille roch. Seine Hand war an drei Fingern genauso Pinsel-bunt wie der vormittägliche Nage-tiertod, seine Nase gefüllt mit Vanille-Fritten-Odeur. »Alles eins«, dachte der Vogel, der eindeutig kein Aasgeier war, streckte die Arme aus, fühlte wie Zeit und Farbe durch seine Finger verrannen und flog in seinen destruktiven Gedanken der Sonne entgegen, um dem irdischen Wahnwitz zu enttrinnen. Leichter gesagt, als getan. Wo ist eigentlich der Dreigoschenopa, wenn man ihn mal braucht?

+ + + DGO-Intermezzo + + + Ja, das ist MEIN Intermezzo, doch nur EIN Intermezzo von VIELEN, die da noch kommen werden + + + So, hier bin ich. Ich komme wie gerufen. Ich habe ja gesagt, ich komme sehr bald wieder. Fackeln brennen gerade nicht, und die

»Manchmal muss man den Stein des Anstoßes auf den Kopf bekommen, damit einem die Augen aufgehen.«

Antonym Vogel, genannt Anto, ist kein komischer Kauz, zumindest nicht auf den zweiten Blick. Immerhin arbeitet er als Müllmann in Bad Bizarr-Margharita, wo er sich nicht nur mit seinen eigenen Lebensplagen, sondern auch mit all den Bizarren herumschlagen muss, die ihr von Einkaufszentren und Ideologien zweifelhafter Herkunft motiviertes Leben führen.

Doch ganz so allein, wie es ihm scheinen mag, wenn er unter dem wachsamen Blick seiner ramponierten Kuschtiere Neolo und Gismo seine Urzeitkrebse füttert, ist er nicht. Da gibt es zum Beispiel Anna, einfach zu schreiben, schwieriger zu fassen, die Anto braucht, um einfach Anna zu sein. Da gibt es Rosa, die Anto Nachrichten zukommen lässt. Da gibt es den Dreigoschenopa, der die Ewiggestrigen hinter die Zeit zieht, ohne dabei auf olfaktorische Legendenbildung zu verzichten ...

Miriam H. Auers Buchdebüt strotzt vor Lust am Erzählen & Erfinden, wimmelt von Figuren & Paradoxien, spielt mit Worten & Gattungen – eine ebenso kritisch-realistisches wie fantastisch-romantisches Lesevergnügen.